Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 34 (1992)

Artikel: Eine Landarztfrau erinnert sich

Autor: Rehli-Otz, Christiane

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971906

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Arztfrau berichtet über ihre Erlebnisse in ihrem aktiven Wirken

Eine Landarztfrau erinnert sich

Von Christiane Rehli-Otz

Das Gewirke menschlichen Lebens ist aus Erinnerung und Vision gewoben, das Hier und Jetzt verknüpft die Fäden. So schreibe ich hier und jetzt Erinnerungen auf, wohl wissend, dass viel Erlebtes ins Meer des Unbewussten tauchte. Vieles wird bewusst nie nach aussen gelangen: Schweigenkönnen ist Herzstück des «Berufes». einer Arztfrau.

Ich bin dem Schicksal dankbar, dass es mir die Aufgabe der Landarztfrau zugewiesen hat. Allerdings sah ich als dipl. Bäuerin die Herausforderung auf anderem Gebiet.

Hier sei immerhin angefügt, dass mein Grossvater väterlicherseits Arzt in Murten, ein Onkel Arzt im Seeland und ein anderer Onkel Apotheker in Bern waren. Deshalb hatte ich etwas «schnuppern» können und betrat nicht gänzliches Neuland.

Nach meiner Verlobung begab ich mich gleichwohl in eine Arztpraxis, um von der Pike auf zu lernen. Dass ich die Nerven jenes Jüngers Äskulaps öfters strapazierte, wurde mir so recht bewusst, als ich bei einer «blutigen Angelegenheit» (Krampfadern veröden) still hinsank und am Boden liegend mit Kompressen auf der Stirn erwachte! In der hauseigenen Praxis war ich dann schon so «gefestigt», dass mir der Gang zum offenen Fenster gelang. Zum Glück blieb es nicht bei diesen Anfangsschwierigkeiten eines «blutigen Laien». Bald entdeckte ich, dass meine Mitarbeit nötig war, und im Eifer des Helfens blieben derlei störende Nebengeräusche aus. Mein jahrelanges Stossgebet lautete dennoch: nie in Abwesenheit meines Mannes eine spritzende Arterie (Metzgerverletzung) ins Haus geliefert zu bekommen. Ich wurde davor bewahrt – und auch der potentielle Patient!

Mein Ehemann und ich liessen das Angebot für eine halbstädtische Arztpraxis im Mittelland links liegen und entschieden uns für die «weitläufige Allgemein- und Unfallpraxis im Berggebiet für sportlichen, jungen Arzt», wie das Inserat lautete. Die Besichtigung des «Objekts» fiel an einem strahlenden Sommertag positiv aus. So richtete mein Mann, nach dem Wegzug des Kollegen, seine Praxisräume nach neuesten Gesichtspunkten ein. In den Glasschränken blitzten Instrumente aus Chromstahl, bunte Pillen und Dragées leuchteten in Gläsern.

In speziellen Schränken türmte sich der Vorrat an Salben, Zäpfchen, Verbandmaterial, Gipsbinden und Röntgenfilmen, der auf seinen Gebrauch wartete und später ständig ergänzt werden musste. Die nächste Apotheke befand sich ca. 15 km talauswärts, deshalb war Selbstdispensation sinnvoll. Im Praxisauto lag eine kleine Apotheke bereit zur Abgabe bei entfernteren Hausbesuchen in Tal und Alp.

Ein Röntgeningenieur unterwies mich in die Tücken dieses Apparates. Obwohl ich ihn fast täglich brauchte, blieb mir eine respektvolle Distanz zu ihm! Die nach der Abendsprechstunde von mir gereinigten Instrumente und Spritzen wurden über Nacht im «Prometheus» (welch edler Name!) sterilisiert. Die sogenannten «Trommeln» mit Wundtüchlein, Tupfer und Handschuhen konnten wir im Autoklav des Spitals sterilisieren lassen. Wegwerfsprit-

zen tauchten erst im Verlauf der Jahre auf: sie entbanden von langweiliger Arbeit um den Preis der Abfallsteigerung.

Im Sprechzimmer beschränkte ich meine Anwesenheit auf das Notwendigste: Assistenz bei Wundversorgungen und gynäkologischen Abstrichen. Denn: begreiflicherweise will der Patient zum Arzt und nicht zu einer Hilfsperson! Mein Reich war die geräumige Apotheke mit dem Labor, wo ich Blut- und Urinstaten, die Blutzuckerbestimmungen der vielen Diabetiker und die Protrombinzeitbestimmungen der Quick-Patienten vornahm. Die EKG-Liege befand sich zwischen dem Aquarium und den Fenstern mit Blick zu den alten Bäumen. So gelagert neben farbschönen Fischen, konnten sich die Kranken entspannen fürs EKG, meist ergab sich auch ein Gespräch dabei, leichte Kost: etwa übers Wetter, aber immer im Bestreben, die meist auf sich bezogenen Patienten abzulenken und aufzuheitern. Dies geschah auch etwa im Röntgenzimmer, wenn ich mit dem Patient zusammen aufs entwickelte Röntgenbild wartete. Für mich war das eine nette Abwechslung, denn nie sind Geben und Nehmen einseitig. So durfte ich viel Wohlwollen und Anerkennung erfahren, eine Kraftquelle über Jahrzehnte!

Gerne ging ich mit dem tragbaren EKG-Gerät ans Krankenbett und kam so in viele heimelige Stuben und «Kammern». Auch ins abgelegene, umwachsene «Bödeli», wo das Herbstlaub aussen lohte und drinnen die farbkräftigen Bilder eines einheimischen Malers. Seine Witwe pflegte Haus und Atelier liebevoll.

Bei den Schuluntersuchen (mein Mann war selbstverständlich auch Schularzt) begegnete ich der Dorfjugend und erhielt etwa Auskunft über die Zukunftspläne.

Ganz besonders erfreulich waren die Lebhaftigkeiten und der gute Gesundheitszustand der «Bödeler»-Kinder, die von ihrem Kaplan unterrichtet wurden. Im Untersuchungszimmer, das zugleich die Bibliothek enthielt, half uns der Kaplan und stärkte uns nachher in seiner neuen Wohnung für die Rückreise!

Weniger freuten mich die Kinderlähmungsimpfungen bei uns im Haus: Massen drängten sich zur Haustüre hinein, entrichteten den nötigen Obulus in den Zinnteller, den unsere tüchtige Haushalthilfe verwaltete, dann zwängten sie sich ins Wartezimmer, dann zu uns und verliessen abschliessend via Apotheke, Esszimmer und Küche – nicht spurlos! – das Haus. Später fand diese «Prozedur» zum Glück auf der Gemeindekanzlei statt. Aber die «Masse Mensch» hat mich immer beunruhigt! Dass es zur Masse kam, ist teilweise sicher Auswirkung einer effizienten Medizin: das Einzelschicksal ist erfreulich – aber das Überhandnehmen der Spezies Mensch stört das Gleichgewicht erheblich, wie wir wohl alle sehen. –

Ich genoss die schneereichen, stillen Winter, die alles verzauberten. Für meinen Mann war es ein mühsamer oft gefährlicher Zauber, wenn er zu Fuss den Winterweg, samt Rucksack und Geburtenköfferchen, beging, der auf die grösste ganzjährig bewohnte Alp führte. Später wurde die Fahrstrasse möglichst offen gehalten, dank der Aktion «Schneefräse». Aber es konnte geschehen, dass während des Arztbesuches die grosse Laui niederging, das Auto droben blieb und mein Mann über die Lawine klettern musste, um zu Fuss ins Tal zu gelangen. Dort harrte das volle Wartezimmer seiner! Natürlich hatte ich versucht, nur die dringendsten «Fälle» zu behalten – aber wer ist schon bereit sich unverrichteter Dinge in Schnee und Kälte zu verziehen, wenn er gemütlich in der Wärme sitzen und plaudern kann mit Bekannten, die er lange nicht mehr traf? Wenn die «Frau Toggter» gute Laune hatte, gab's Kaffee und etwas dazu. Auch die Patienten die aufs Postauto warten mussten, konnte man nicht einfach an die kalte Luft setzen! So kalt war sie, dass in unserem Badezimmer die Warmwasserleitung einfror. Dies Klima garantierte gut besuchte Winterwettkämpfe bei denen wir nicht allein in den Genuss des Zuschauens kamen, sondern auch röntgeten und Transport-Gipse machten.

Später, als das Langlaufen aufkam, erhielten wir eine herrliche Loipe, auf der ich so oft als möglich gute Luft und erfrischende Natureindrücke in mich sog. Wenn es im Tal schon

Blick auf die Linthebene.

aperte, lagen noch ca. 14 km beste Loipe auf der grossen Alp in tiefer Stille, in der das «Numen» fast greifbar wurde, wenn ich allein noch eine Runde drehte. Gern fuhr ich dann wieder ins heimelig beleuchtete Dorf im schon nachtdunkeln Tal, in dieses Tal, aus dem Vorfahren mütterlicherseits vor fast 300 Jahren aus den hölzernen Tätschhäuschen an sonnige Rebhalden ausgezogen waren. –

In den ersten Praxisjahren entstand der grosse Kraftwerkbau hinter dem imposanten Talabschluss. Bis 300 Arbeiter, vorab Mineure, aus vieler Herren Länder hatte mein Mann zusätzlich zu versorgen. Fast allnächtlich ratterte der Jeep an und brachte Verletzte: harte, verdreckte Männer, die im Stollen beim Sprengen verwundet worden waren. Sie arbeiteten dort wie die Wilden – was sollten sie in dieser Einöde oben sonst tun – und achteten nicht gross auf Gefahren. Da konnten uns Fremdsprachen von nutzen sein, noch mehr aber rasche effiziente Hilfe, aber auch das eigene Wissen, wie es ist im Ausland, in der Fremde zu arbeiten! Todmüde sank ich jeweils nach solcher Nachtschicht wieder ins Bett, froh, wenn unsere Kleinen nicht geweckt wurden. Als die Zahl über 300 Arbeiter stieg, zog ein SUVA-Arzt in die bereitgestellte Spitalbaracke zuhinterst im Tal, wo fast drei Monate keine Sonne scheint! Der Kraftwerkbau brachte Leben, Lärm und Geld ins Tal, viele hübsch renovierte oder neue Häuser und Ställe zeugen davon.

Etwas später entstand die Tibeter-Kolonie. Verschrumpfelte Leute unbestimmbaren Alters, die vom Strassenbau in Indien kamen, drängten sich zur Eintrittsvisite in die Praxis. Nach ein paar Wochen schon spannte sich die bräunliche Haut und die Gesichter lächelten, wenn sich die Menschen mit zusammengefal-

teten Händen zum Gruss verbeugten. Im Zuge der Familienzusammenführung erschienen noch mehr Tibeter, die sich im Bergklima gut einlebten, bald Arbeit in den Textilfabriken fanden und die Einheimischen in keiner Weise störten. Sie behielten ihre Trachten und Zöpfe, ihre Sitten und Bräuche. Es war z. B. schwierig, die Frauen zur Geburt ins Spital einzuweisen: in ihrem Heim mit dem Hausaltar wollten sie ihre Kinder gebären. Danach stand einem Spitalaufenthalt nichts mehr im Wege. Anfangs erfolgte die Verständigung mit Hilfe einer Rotkreuzhelferin, später durch die gelehrigen Kinder, die dank Geduld des Lehrers schon bald etwas Deutsch sprachen. So wurden die Erwachsenen lange von kleinen Dolmetschern begleitet!

Noch mehr «Fremdlinge» zeigten sich, wenn auch nur vorübergehend: die Jenischen siedelten im Wäldchen am Bach: Scherenschleifer, Korber. So wechselten unter unserer Haustüre reparierte geflochtene Stühle und Kinderkleidchen und Schuhe die Besitzer.

Auch Erkrankte vom Zirkus mengten sich unter die Patienten: ob wohl dem «Feuerschlucker» etwas in den falschen Hals geraten war? Türkinnen aus den Kosthäusern schauten zuerst verängstigt unter bunten Kopftüchern hervor, meist begleitet von eher düster blickenden «Eheherren».

Noch mehr gab's, das aus der Fremde kam, z. B. der ehemalige Oberförster von Zar Nikolaus Romanow. Er war mit seiner Frau über das Baltikum in seine Heimatgemeinde geflohen. In sehr bescheidenen Verhältnissen, aber dankbar für ihr warmes Stübli, verbrachten Arvid und Helena ihre letzten Jahre, er, schreibend für ein Forstorgan. Wenn er die Medikamente für seine Frau abholte, erhielt ich einen Handkuss und eine Rose, ein erwähnenswertes, weil rares Ereignis!

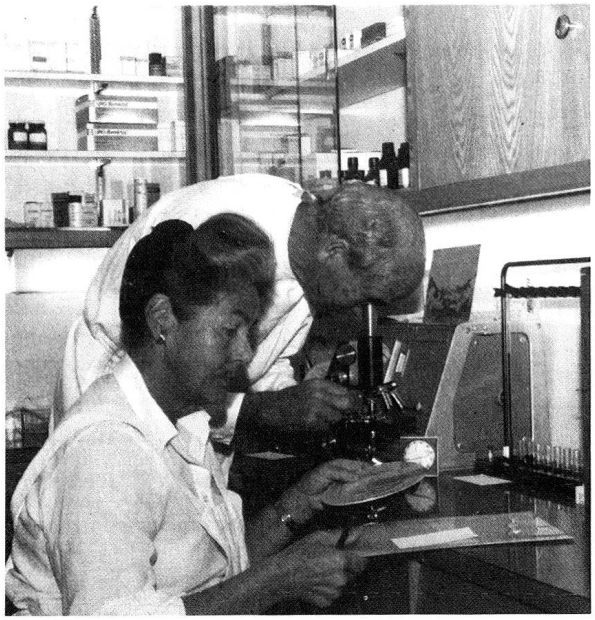
So wurde das Tal für viele, vor allem aber für uns zur Heimat. Unsere 5 Kinder sprachen den schönen, singenden Dialekt, gingen mit «Gspili» zur Schule, sogar barfuss in die neugegründete Kantonsschule im Hauptort. So «bäurisches» Benehmen stellte man höhernorts zwar bald ab.

Der überblickbaren Verhältnisse wegen kannte man einander und wurde gekannt: Chance oder Pech?? So kam ich mir oft vor wie in einem Glashaus (vielleicht weil unser Wartezimmer zwei Glastüren hatte?). Es störte mich aber nicht.

Die ersten 10 Jahre gab's keinen Sonntagsdienst. Der freie Donnerstag-Nachmittag konnte nur abwechselnd mit dem nächsten Kollegen, der 4 Dörfer talauswärts arztete, eingehalten werden. Auch für Theater- und Konzertbesuche im Hauptort musste abwechselnd ein Kollege zum Hüten herhalten. Die Konzertgenüsse enthielten noch ein anderes Servitut: Da wir von unsern Vorgängern Abonnements-Plätze «geerbt» hatten, übernahmen wir auch die Transporte Kunstbefliessener. Das wäre gut und recht gewesen, wenn nicht die Musikers-Tochter nachher hätte Kommentare abgeben müssen über die Qualität der Interpreten! Dabei hatte ich mich wohlig entspannt – unbehelligt von Telefon und Hausglocke – mir die Musik dankbar und kritiklos um die Ohren plätschern lassen!

Meist waren wir rund um die Uhr präsent. Dank dem Umstand, dass die Praxis mit dem Heim unter demselben Dach waren, konnte ich über 30 Jahre als einzige Praxishilfe amten, aber vor allem auch dank einsatzfreudigen, selbstlosen Haushalthilfen und verständnisvollen, tüchtigen Helferinnen vom Dorf. Besonders beeindruckt von der Präsenzzeit waren die Praxisstellvertreter, die wir während des Militärdienstes meines Mannes und unsern Ferien «anheuern» mussten. Einer der ersten holte mein Mann von ennet dem Pass. Später hatten Schweizer Mediziner anscheinend diesen finanziellen Zustupf nicht mehr nötig. So konnten wir vor allem wegen ausländischen Kollegen aufschnaufen. Da gab's einen, der sich anerbot: «Zähne reissen tu ich gern!» Das war oft nötig, denn eine Zahnärztin zeigte sich nur einmal wöchentlich in einer Wirtschaft! Nach ein paar Jahren verbesserte sich das, und die Region erhielt ein tüchtiges Zahnärztepaar.

Wie überall, nahm auch bei uns der «Papierkrieg» immer üppigere Formen an. So ver-



Das Arztehepaar in seinem Labor.

brachte ich die Nachmittage an der Schreibmaschine, wenn immer möglich vor dem Haus im Garten mit Gletscherblick, während mein Mann Krankenbesuche machte. Dieser Tagesablauf wurde immer wieder durch Unvorhergesehenes auf den Kopf gestellt, verlangte also Wendigkeit und die Schreiberei musste oft in die Abend- und Nachtstunden verlegt werden. Zum Tippen gesellte sich periodisch das Ausfüllen der Krankenscheine anhand festgelegter Preise der Medikamentenliste (ein dickes Buch) und des mit den Krankenkassen ausgehandelten Tarifvertrages für ärztliche Leistungen. Die Privatpatienten starben aus und bald waren die Krankenkassen unsere einzigen «Brotgeber», neben den Unfallversicherungen. Diese Arbeit musste somit regelmässig geleistet werden! Ohne PC lief sie dank erneuerbarer menschlicher Energie und war zudem umweltfreundlich! Um mir diese Arbeit etwas schmackhafter zu machen, stellte ich mir den Patienten dabei vor:

Da drängten sich Gedanken auf über die Zusammenhänge zwischen Konstitution, Charakter, Krankheitsart und deren Bewältigung durch den Betroffenen selbst.

Ja, waren *wir* denn immer gesund? Gott sei Dank, meistens – wie dies erfahrungsgemäss bei selbständig Erwerbenden eher üblich ist – wenn nicht, langten wir ins farbenfrohe Pillen-Arsenal und arbeiteten weiter.

Wer berufeshalber so häuslich sein muss, braucht ein behagliches Heim und empfängt dort gern Gäste. Aber, uns zu besuchen, brachte nicht eitel Freude, mussten wir doch die Gäste öfters sich selbst überlassen. So auch beim seltenen Besuch eines ehemaligen Studienfreundes, der aus Los Angeles eingetroffen war. Das ungnädige Schicksal wollte es, dass ein Car samt Ausflüglern an der Passstrasse in einem Rank kippte und die mehr oder weniger verletzten Burschen (Lehrlinge) bei uns in Pflege gegeben wurden. Besagter Arzt, seines Zeichens Herzchirurg, konnte sich da nicht nützlich machen! So hielt sich das gesellige Zusammensein mit Freunden und Kollegen zwangsläufig in Grenzen!

Kontakte ergaben sich auch zur Polizei: spät nachts brachte sie angesäuselte «Freunde des Bacchus» zur Blutentnahme oder Strassenunfälle. Weil wir uns persönlich kannten, durfte ich bei Polizeikontrollen unbeschadet weiterfahren, wenn ich im Kanton unterwegs war. Dass ich «Spätberufene» überhaupt Autofahren konnte, verdanke ich der Engelsgeduld des Fahrlehrers, einer guten Seele, die mit mir gefährliche Übungsfahrten unternahm und auch dem Coop-Sparbüchlein! Aber zurück zur Polizei: Eines nachmittags sprach «Rini» vor und wünschte den Doktor etwas zu fragen, obwohl er so gut wie ich wusste, dass dieser um diese Zeit auf der «Tour» war bei Einzelhöfen oder in andern Dörfern. Ja, er komme halt von der Alp und gehe jetzt wieder dorthin zurück . . . Nach etwa einer Viertelstunde klingelte es: Polizei! Mir schwante etwas: Rini war bei uns in Deckung gegangen, da er gesucht wurde. Mein Bescheid fiel recht diffus aus, da ich Rini noch ein Stück Alpsommer gönnte und er sein Winterquartier sowieso wieder bei der Polizei beziehen würde, wo er so schön flechten gelernt hatte.

Nach Jahren des Aufbaus der Praxis stellte sich mein Mann zur Verfügung für Ämter, und ich selbst bekam mit der Zeit ebenfalls Ämtli: erst im Vorstand des Frauenvereins aus dem

die Hauspflege hervorging, dann im Vorstand der Kant. Säuglingspflege – was lag als ehemaliger Säugling und Mutter von 5 ehemaligen Säuglingen näher?! Für 10 Jahre übernahm ich die Rechnungsführung der Winterschule für unsere Bauerntöchter, etwas, das mir am Herzen lag und mich mit aufgeschlossenen Frauen aus dem ganzen Kanton zusammenführte. Überhaupt faszinierte mich die Initiativkraft, Weltoffenheit und Regsamkeit der Bewohner dieses kleinen Kantons. Dieses Landes, das einerseits Hüterin der Traditionen (Landsgemeinde, Fahrt) ist, das anderseits das erste Fabrikgesetz geschaffen hatte und jetzt zu Rande kommt mit vielen Problemen (z. B. Gastarbeitern).

In unserer Region gab es weise, unverbildete alte Menschen, die selbständig auf ihrem «Eigenen» (Gütlein) bleiben wollten bis zuletzt, die Medien hatten ihnen noch nicht suggeriert, dass sie einsam und hilfebedürftig seien! Ein Besuch des Pfarrers oder des Arztes konnte sie erfreuen. Da war das «Fronfastenkind» Nänni, über 90, das mehr spürte und wusste als wir. Oder das Dideli, über 100jährig, das als Kind durch Fabrikarbeit die grosse Familie erhalten half und abends bei Kerzenschein die Kleider der Geschwister flickte! Vor allem im Winter war der Weg zur Arbeit lang und mühsam. Was für eine zähe, widerstandsfähige Generation!

Wir beschlossen, zum 25jährigen Praxisjubiläum ein Fest zu veranstalten zuhinterst im Tal und für alle Bewohner. Ein Taxidienst brachte die Entfernteren zu Imbiss, Musik und Tanz. Wir fanden das sinnvoller, als die üblichen Apéros zu Praxiseröffnungen, wo man noch gar nicht weiss, ob und wie sich die Inhaber bewähren.

Wann hatte ich dann Zeit für unsere Kinder? Da sei gleich vorweggenommen, dass Zeit – von der ja jeder gleichviel bekommt – trotzdem sehr unterschiedlich vorhanden ist! Uhrenzeit wird wohl meistens überschätzt, bringt uns in Zeitnot, «stresst» uns, um das schillernde Wort zu gebrauchen. Dauer ist aber nicht gleichzusetzen mit Intensität!

Diese Überlegung war mir oft Trost, wenn ich sah, dass unsere Kinder nicht so sorgfältig erzogen werden konnten wie viele andere. Ich glaube aber, dass sie nie Wärme, Anteilnahme und Liebe entbehren mussten, obwohl ich sie aufs Loslassen hin erzog. Allerdings hatte ich den Hintergedanken, sie doppelt und vielfach wiederzubekommen! Abends im Bett sang ich ihnen die gewünschten Lieder und sie wurden manches Kümmerlein los. Ich schickte sie nicht in den Kindergarten, sie hatten ja «Gspanen» und die «Tante» war sowieso ausgelastet mit Kindern, deren Mütter in die «Maschine» gingen. Die kostbare Zeit hätte mich gereut. So begleiteten sie mich vom Laufgitter in der Apotheke an bis zum Schuleintritt. Wir achteten darauf, die Mahlzeiten gemeinsam einzunehmen. Natürlich genossen sie die goldene Freiheit der Landkinder im Wald, an den Bachufern, in Laubhütten und Schneehöhlen, offenbar von einem Schutzengel bewacht. Sie mussten lernen zurückzustehen, wenn ein Mitmensch dringend Hilfe brauchte, vielleicht kommt ihnen dies heute zu gut. Sie halfen, Hustensirup abzufüllen, später Medikamente auszupacken oder diese zu rüsten für die Patienten. Sie übernahmen auch den Telefondienst, bevor bei uns ein «Sentaphon» Einzug hielt. Es gab frühmorgens Schneeräumungsarbeiten, damit der Weg zum Haus jederzeit offen blieb. Der Älteste begleitete meinen Mann auf die Praxis. Als er als erster das Haus verliess, um in der grossen Stadt Medizin zu studieren, begleiteten wir ihn zum Bahnhof, wo ich heisse Tränen weinte, obwohl ich ihn in guter Obhut bei Verwandten wusste und er übers Wochenende wiederkehrte. Aber ich ahnte, dass dies der Beginn eines Exodus unserer Kinder war, Tribut an die geografische Lage. Unsere Kinder sind mir die engsten Freunde, kannten wir uns doch in guten und weniger guten Tagen. Wir konnten uns später gegenseitig vieles anvertrauen und fanden Halt aneinander.

So wurde es im grossen Haus langsam stiller. Da blieben aber die Haustiere: Katzen, Vögel und Fische und die Kaninchen. Ich fand neben der täglichen Praxis-Arbeit Zeit für schöpferische Tätigkeiten, konnte auch etwa einen Kurs auswärts besuchen, endlich mehr lesen und

Klavierspielen. Dank der Arbeit als Arztfrau geriet ich nie in das berüchtigte «Loch», fand immer Anregungen und Aufgaben. Weil die Qualität der Hausangestellten und vielleicht auch die meiner Nerven nachliess, führte ich den Haushalt wieder selbst und schaltete in der Küche am «Cockpit», freute mich, etwas Schmackhaftes zu kochen. So wurden auch meine Antabus-Kunden dort mit dem Tränklein bedacht und die Vertreter der «Chemischen» breiteten ihre «Zaubermittel» auf dem Küchentisch aus.

Auf dem Friedhof hinter dem «Damm» begegnete ich über 400 Toten, die ich in den 3 Jahrzehnten meist eine kurze Spanne Zeit begleitet hatte. Sie sind mir vorausgegangen in jenes geheimnisvolle Reich, das wir mit Hilfe der Re-ligio gefasst betreten dürfen.

Wir wollten uns nicht stückweise entlasten, sondern Haus und Praxis vollumfänglich abgeben und an die schon erwähnten sonnigen Rebhalden ziehen. Wir sind dankbar, sympathische, einsatzfreudige Nachfolger gefunden zu haben, die ein Stück der heute so nötigen Kontinuität in der Gemeinschaft garantieren. Dankbarkeit erfüllt mich auch, blicke ich auf das buntgemusterte «Gewirke» der Landarztfrau, das allerdings nicht frei von Webfehlern war!

Ich wünsche Dorf und Tal das beste, nämlich:

«Gott befohlen»!